

## Wandel in den Familienformen - Wandel in der Lebensweise

Gysi, Jutta

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Sammelwerksbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gysi, J. (1989). Wandel in den Familienformen - Wandel in der Lebensweise. In H.-J. Hoffmann-Nowotny (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft: gemeinsamer Kongreß der Deutschen, der Österreichischen und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, Zürich 1988 ; Beiträge der Forschungskomitees, Sektionen und Ad-hoc-Gruppen* (S. 596-599). Zürich: Seismo Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-146518>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

vermögens, insbesondere durch Weiterbildung, betrachtet wird. Als Ausdruck differenzierter Interessen- und Bedürfnislagen sowie unterschiedlicher sozialkultureller Eingebundenheit der verschiedenen Gruppen und der Individuen variieren die Wertrelationen von Arbeit und Freizeit.

Insgesamt zeigt sich aber in der subjektiven Seite der Lebensweiseentwicklung eine Haupttendenz, die auch Ausdruck der sich verändernden Weltsituation und ihrer sensiblen Reflexion bei den meisten Gruppen ist: Lebensqualität wird im Massenbewusstsein immer deutlicher als Einheit ihrer verschiedenen Komponenten widerspiegelt und in diesem Verständnis auch motivationswirksam:

- Lebensqualität, die anzustreben ist, fusst auf hohem materiellem und kulturell-geistigem Lebensniveau, umfasst aber wesentlich mehr als dieses, insbesondere die Möglichkeit, individuelle Lebensbedingungen und gesellschaftliche Lebensverhältnisse selbst aktiv zu beeinflussen, also Subjekt der Lebensweise zu sein.
- Lebensqualität setzt voraus, dass keine Gesellschaftsgruppe vom sozialen Fortschritt ausgeschlossen bleibt, dass also auch den nicht oder begrenzt Leistungsfähigen Entwicklungschancen und aktive Beeinflussung ihrer Lebenslage möglich sind.
- Lebensqualität schliesst gesellschaftliche Bedingungen ein, die es erlauben, Lebensniveau und Subjektivität auf eine Weise, mit Mitteln und Methoden zu realisieren, die keine Beeinträchtigungen von Lebensmöglichkeiten für andere Gruppen, Länder, Regionen oder spätere Generationen implizieren, eigene Lebensqualität also mit dem Leben "Fernstehender" (Lenin) zu verbinden.
- Hohe Lebensqualität ist nur gegeben, wenn sich eine sozial gerechte Lebensweise ausbilden kann. Soziale Gerechtigkeit als Grundwert des Sozialismus verkörpert die Verbindung von sozialer Gleichheit in den grundlegenden Lebensbedingungen (gleiche Menschenrechte für alle) mit leistungsabhängigen Differenzierungen im Lebensniveau.

## **Wandel in den Familienformen - Wandel in der Lebensweise**

Jutta Gysi (Berlin/DDR)

Die Lebensformen der Menschen sind Ausdruck ihrer Lebensweise. Die wichtigste Lebensform ist die Familie, und die Mehrheit der DDR-Bevölkerung lebt in einer Familie. 1981 (Zeitpunkt der Volkszählung) bestanden 91,5% aller Mehrpersonenhaushalte aus (Kern-)Familien, d.h. das Ehepaar lebte allein oder mit seinen unverheirateten Kindern bzw. ein Elternteil lebte allein mit den Kindern. Vollständige, auf Ehe beruhende Kernfamilien stellen dabei die dominierende Familienform dar. Auf je 100 Kernfamilien kamen im gleichen Jahr 31,2 Ehepaare ohne Kinder, 56,4 Ehepaare und 12,4 Elternteile mit unverheirateten Kindern. Diese Kernfamilien sind durchschnittlich klein gehalten. Von 100

Ehepaaren mit Kindern unter 17 Jahren hatten 1981: 55 = 1 Kind, 37,6 = 2 Kinder, 5,9 = 3 Kinder und nur 1,5 = 4 und mehr Kinder. Lediglich 5,1% aller Mehrpersonenhaushalte bestanden aus einer Familie mit weiteren Personen, davon 1,7% aus zwei und mehr Familien. Die typische Familienform der DDR ist demnach eine personell klein gehaltene Zwei-Generationen-Familie, die unter räumlichem Ausschluss der Verwandtschaft lebt.

“Familie” ist ein tief in den Denk- und Verhaltensweisen der DDR-Bürger verwurzelter Wert. Junge Paare wollen nicht kinderlos zusammenleben, sondern Nachkommen zeugen und erziehen. Die Mütterrate beträgt über 90%, und nur etwa 1% der Frauen bleibt gewollt kinderlos. Der Wunsch nach Partnerschaft und Kindern verbindet sich nach wie vor mit der Ehe.

Das gilt nicht nur für die älteren Generationen. Heiraten ist auch in den Lebensorientierungen der meisten Jugendlichen fest eingeplant. Sie halten die Ehe für weiterhin “modern” und wollen später grösstenteils heiraten (ca. 75%). Ob es sich bei den übrigen 25% nur um eine jugendkritische Sicht auf die Ehe oder bereits um eine Tendenz der Abkehr von diesem tradierten Rechtsinstitut handelt, bleibt abzuwarten.

Trotz des Modellcharakters der vollständigen, auf Ehe beruhenden Familie werden die Familienformen zunehmend vielfältiger. Darauf weisen demographische Prozesse unmissverständlich hin:

- Die Eheschliessungsquote ist tendenziell sinkend, d.h. die verheiratete Bevölkerung nimmt ab zugunsten der Ledigen und Geschiedenen. Dabei fällt nicht nur der hohe Prozentsatz an Müttern ins Gewicht, die sich ohne Ehe zum Kind entschliessen (1987 wurden 32,8% aller Lebendgeborenen von unverheirateten Müttern geboren). Auch die Zahl der ledigen Männer unter 30 Jahre nimmt zu. Es heiratet also nur noch ein Teil der jungen Leute wie eh und je jung, ein anderer zögert die Eheschliessung offensichtlich hinaus.
- Die Ehescheidungsquote nimmt von der Tendenz her zu und hat sich zwischen 1960 (24'540) und 1987 (50'640) mehr als verdoppelt. Am Scheidungsgeschehen sind vor allem Frauen und Männer unter 35 Jahre beteiligt. Ihr Anteil an der Gesamtzahl der Geschiedenen betrug 1986 63,4%. 60% der im gleichen Jahr geschiedenen Ehen dauerte nicht länger als 10 Jahre, 21% der Ehen hatte eine Dauer von mehr als 15 Jahren. Das weist darauf hin, dass es eine relativ grosse und zunehmende Zahl von Ehen gibt, die dann, wenn die Kinder das Elternhaus zu verlassen beginnen, keinen Sinn mehr in der Partnerschaft finden. Ehescheidungskläger sind vor allem Frauen (1987: 68,9%).
- Der Anteil der Wiederverheiratungen an den Eheschliessungen insgesamt wächst, d.h. Zweit- und Drittehen und -familien werden immer mehr zur Normalität. Die Ursachen dieser sozio-demographischen Prozesse in der DDR sind in Veränderungen der Lebensweise, insbesondere der Lebensbedingungen, Wertorientierungen und Beziehungen zu sehen: gesicherte

Lebensbedingungen (vor allem Vollbeschäftigung, staatliche Wohnraumversorgung, sozialpolitische Massnahmen und Leistungen für jede Familiengruppe, Möglichkeit der Familienplanung und ein aufgeschlossenes, vorurteilsfreies Klima) führen dazu, dass die inneren Werte einer Partnerbeziehung mehr und mehr an Bedeutung gewinnen. An diese inneren Werte und Beziehungen werden ausserordentlich hohe Ansprüche gestellt, die auch aus den gesellschaftsweit propagierten Leitbildern und Lebenswerten wie gegenseitige Liebe, Achtung und Treue, harmonische Sexualbeziehungen, Übereinstimmung der Lebensanschauungen und Interessen der Partner, Gleichberechtigung der Partnerschaft und Familie, reiche soziale Beziehungen des Paares usw. resultieren. Diese Lebens- und Partnerschaftswerte werden von der Mehrheit unserer Bevölkerung tatsächlich angeeignet, jedoch vielfach zu absolut und undifferenziert. Von daher besteht eine gewisse Diskrepanz zwischen den Erwartungen und den nicht adäquat entwickelten Fähigkeiten und Möglichkeiten des einzelnen, sie in seiner Partnerschaft einzulösen.

Diese Kluft zwischen Anspruch und Realität, zwischen Wollen und Können wird deutlich von den Frauen mitverursacht. Sie haben die progressiven Partnerschaftswerte noch stärker und vielfältiger als Männer verinnerlicht und fordern sie im allgemeinen auch rigoroser ab: ER soll nicht nur ein "richtiger" Mann, sondern auch ein sensibler Partner, zärtlicher Vater und versierter Hausmann sein. Frauen sind kritischer in der Beurteilung ihrer Partnerbeziehung, im Konfliktfall weniger kompromissbereit und denken schneller an Scheidung. Männer hingegen sind in ihren Ansprüchen an die Partnerin (und in ihrem Selbstbild) noch tradierter: SIE soll häuslich, ordentlich, zärtlich und gefühlsbetont, in Grenzen auch emanzipiert sein. Angesichts der hohen Erwartungen der Frauen fühlen sich Männer nicht selten verunsichert, überfordert, unter weiblichen Normendruck gesetzt.

Diese widersprüchliche Dynamik im Partnerbereich führt vor allem zu zwei Variationen von Familie, die zu einer dauerhaften Erscheinung zu werden beginnen: zu den nichtehelichen Lebensgemeinschaften und den Ein-Elternteil-Familien.

Die nichtehelichen Gemeinschaften haben vor allem in den letzten 10 bis 15 Jahren beachtlich zugenommen. Empirische Untersuchungen 1987 ergaben in der Gruppe der 18 bis 40jährigen Unverheirateten einen Anteil von 28,7% (Frauen) und 26,5% (Männer). Von ihrer Konzeption her handelt es sich grösstenteils um Probeehen, d.h. die meisten Paare wollen dann heiraten, wenn sich ihre Beziehung im Alltag als tragfähig erwiesen hat.

Auch die Ein-Elternteil-Familien (1981: 358'399, davon ca. 1% Vater-Kind-Familien) haben einen beachtlichen Umfang erreicht. Alleinleben mit Kindern ist in der DDR kein Ausdruck der Suche nach individuellem Freiraum. Die übergrosse Mehrheit dieser Elternteile strebt die Komplettierung ihrer unvollständigen Familie an, wobei wir davon ausgehen müssen, dass Frauen jenseits einer bestimmten Altersgrenze vielfach zu einem lebenslangen Alleinleben gezwungen sein werden.

Über die Fortexistenz der Familie braucht man sich also keinerlei Zweifel hinzugeben, denn dieser Lebenswert hat keineswegs an Bedeutung eingebüsst. Aber auch die Ehe wird, soweit Prognosen dieser Art gewagt werden dürfen, in absehbaren Zeiträumen als Paradigma unserer Lebensweise erhalten bleiben. Dafür spricht auch der menschliche Trieb, eine bestimmte Sicherheit in die persönlichen Lebensumstände zu bringen. Die Ehe ist also absolut nicht am Ende. Am Ende ist aber vielleicht die Vorstellung, dass die übergrosse Mehrheit unserer Bevölkerung auch künftig noch das ganze Leben mit ein und demselben Partner verbringen wird.

## **Lebensweise - Körperkultur und Sport**

Fred Gras (Leipzig)

Körperkultur und Sport sind als soziale Erscheinung in die historisch-konkrete Dynamik der gesellschaftlichen Prozesse eingeordnet. So gesehen bestimmen in unserer Gesellschaft die qualitativen Veränderungen der Lebensweise die Funktion von Körperkultur und Sport. Die Herausbildung und Formung von Persönlichkeiten mit hohen moralischen, politischen und geistig-kulturellen Qualitäten ist untrennbar mit der weiteren Ausprägung einer anspruchsvollen Lebensweise verbunden.

Es entspricht dem Wesen unserer Gesellschaftsordnung, dass sie die höchsten ideellen, kulturellen und materiellen Werte, die die menschliche Entwicklung hervorgebracht hat, aufnimmt und ihre eigenen Triebkräfte und Vorzüge entwickelt. Die Beitragsfähigkeit von Körperkultur und Sport in der menschlichen Daseinsweise widerspiegelt sich in vielen sozialen Prozessen und Bereichen.

Entsprechend der ständig zunehmenden sozialen und biologischen Funktion von Körperkultur und Sport in der Lebensweise unserer Bürger erhöhen sich auch die Anforderungen an die sportsoziologische Forschung. Hierbei lassen sich im Rahmen der sich vollziehenden Entwicklung von Körperkultur und Sport in der Lebensweise folgende Schwerpunkte kennzeichnen:

- Ausprägung des Massencharakters von Körperkultur und Sport als Sport für alle;
- Einbeziehung differenzierter sozialer Gruppen in den Prozess der sportlichen Betätigung;
- Ausprägungsgrad der Bedürfnisse nach sportlicher Betätigung in den Sportarten und Organisationsformen;
- Veränderungen in der Einstellungs- und Motivationsstruktur sowie im Verhalten zu Körperkultur und Sport aufgrund der raschen Entwicklung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts;
- Verbindung von geistig-kulturellem Leben und sportlicher Tätigkeit.